

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 3 — Sonntag, den 19. Januar 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. S. a.

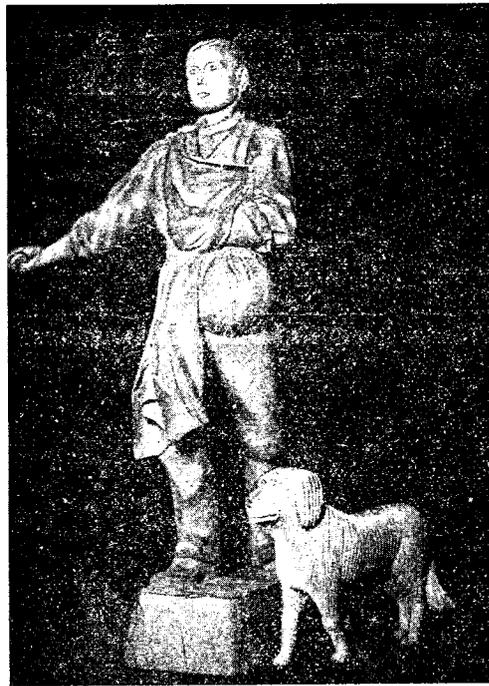
Erzgebirgische Feierabendkunst

Wir kommen von Weihnachten her, da haben wir unsere Schnitzer und Bastler wieder einmal so recht kennen und schätzen gelernt. Weihnachten und das Erlebnis zu Bethlehem waren ja immer die Hauptmotive, die unsere Erzgebirgler bewegten, ihre Feierabendkunst zu betreiben. Heute aber verraten schon unsere Bilder, daß unsere Erzgebirgler bei dem Weihnachtsmotiv nicht stehen geblieben sind, sie suchen ihre Anregung auch draußen in der Natur, beobachten den Landwirt auf dem Feld, wie er den Acker bestellt, schauen ihm zu, wenn er die Saat ausstreut, oder beobachten die Waldleute beim Roden der Stöcke usw.

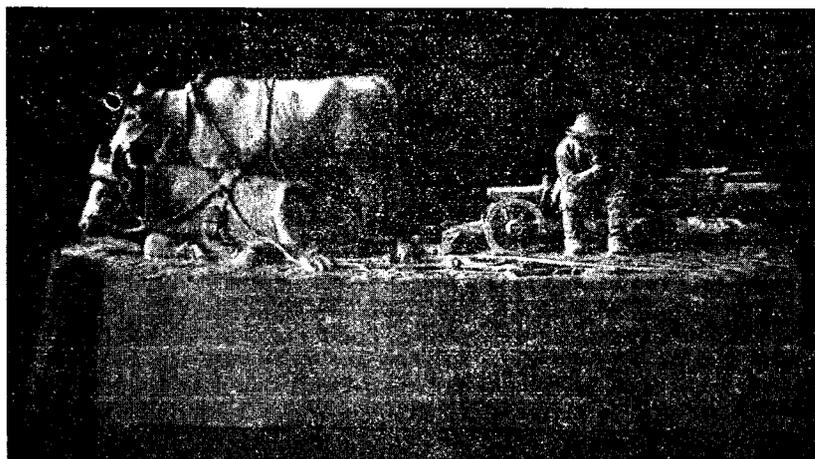
So wird die Feierabendkunst unseren Schnitzern und Bastlern zu einem inneren Erleben. Das beglückt sie selbst und läßt die Basterei reifen zu einer Kunst. Ueber diese erzgebirgische Feierabendkunst ist jetzt im Verlag Julius Belz-Langensalza ein Büchlein aus der Feder von Fritz Thost erschienen, dem wir unsere heutigen Bilder entnommen haben und aus dem wir am besten einige Abschnitte zum Leser selbst sprechen lassen, weil wir eben hier in dem Buch, welches wir allen Interessenten zum Studium nur bestens empfehlen können, eine rechte Würdigung der Erzgebirgischen Feierabendkunst in alter und neuerer Zeit finden. In seinem Geleitwort schreibt K. E. Frizsch u. a.: „Ein Volkschlag, der seinen Feierabend nach mühseliger Tagesarbeit noch schaffend zu gestalten vermag, ist seelisch reich. Wenn auch die Eigenart der beruflichen Tätigkeit entscheidend dafür sein mag, ob der Ausgleich einer inneren Kräftepannung vorzugsweise in der körperlichen Ruhe, im hinnehmenden Genießen oder in der andersgearteten schöpferischen Betätigung gesucht wird, ein wenig mag es wohl auch auf die seelische Anlage mit ankommen. Den Bewohnern der erzgebirgischen „Weihnachtsberge“ hat die Natur neben einer gemütvollen Rührigkeit und einem kindlichen Fühlen auch Sinn und Fähigkeit zu künstlerischem Gestalten in die Wiege gelegt. So konnte jene liebenswürdige Volkskunst entstehen, ohne die wir uns jetzt ein deutsches Weihnachten nicht mehr zu denken vermögen. Wohl wies auch die Not, die bittere Armut den Weg zur

Schaffung jener köstlichen Dinge, und ließ manchen Vater einer freudehungerigen Kinderschar statt durch unerfüllliche Geschenke durch die Pracht der Krippen und Pyramiden ein Weihnachtsfest gestalten, das zum unvergeßlichen Erlebnis schatz wurde. Ein ganzes Volk hat heute Anteil an diesem Reichtum und dankt es den braven Volkskünstlern, daß sie das kostbare Gut durch eine Zeit der Verständnislosigkeit für Werte des Volkstums herübergetragen haben in eine Zeit, die es als Quelle tiefer Kraft erkennt und würdigt.“ „Es ist Gnade“, so schreibt der Verfasser in seinem Buche, „wenn bei einer geistigen Arbeit die Seele mit-

schwingen kann und der Verstand nicht allein seine grellen Scheinwerfer aufstellen muß. Für diese frische, bluthafte Art möchte man der Volkskunde ewig danken. Sie hilft uns Jahrhunderte wie Altäre aufflügeln, und nun strömen Glanz und Kraft daraus hervor auch in unseren Tag.“ Der Verfasser schürft tief, wir merken es bei seiner Beurteilung des ganzen Stoffes — er dringt bis in die Geschichte der Kunst ein. Im Westen — so erzählt er uns — in der Gegend des heutigen Schneeberges, habe die Einwanderung keltischen Volkes aus allen Landen begonnen, es begann die große Jagd nach dem Glück, von der ja der Chronist Melzer zu berichten weiß. In kurzer Zeit wuchsen unsere Bergtäler aus dem Boden, die wir ja zu einem großen Teil zum Bereich des Leisnerbezirks unserer „Erzgebirgischen Heimatblätter“ zählen dürfen. Der Silberbergbau machte unsere Vorfahren hier lebhafte, aber man schuf sich auch eine eigene Kultur, auch haben jene Zinnsteiner aus dem Fichtelgebirge aus ihrer Heimat die Kunst des Schnitzens mit nach dem Erzgebirge verpflanzt. Hier fand diese Kunst den rechten Boden zu einer gedeihlichen Entwicklung, auch das Herüber- u. Hinüberwandern an der sächsischen Grenze brachte mancherlei Anregung bis in die neuere Zeit, wir brauchen nur an unseren Oberwiesenthaler Altmeister Herxelt zu denken, der vor allem die Art der Hochglanzfiguren, in der einige seiner Krippen hergestellt sind, dem Böhmischem entlehnte. In den katholischen Kirchen finden wir solche wirkungsvolle Figuren



Säemann. Von Döhnel, Köditz.



Ochsengepann. Von Teubner, Aue.

nach heute oft und haben es mit einer Kunst vor allem des Malens zu tun, die hohe Geschicklichkeit und eine kleine Wissenschaft für sich darstellt. Wir finden das in dem Buche Thost's auch bestätigt, denn wir lesen dort bei der Schilderung der Oberwiesenthaler Krippenkunst:

„Hier in dieser Grenziedlung zeigt es sich besonders stark, wie katholischer Heiligenzauber, durch echtgermanische Herzenslust gelütert und befruchtet, zu einer berühmten Volkskunst führte. Wie die hellen Schaumkronen eines bewegten Meeres dem Ufermann vor die Füße rollen, so durften die erzgebirgischen Grenzbewohner jene bunten, weihrauchdüftelnden Weihnachtskünste einheimen, die das fromme katholische böhmische Volk daheim unterm Muttergottesbilde trieb. Nicht selten gingen Oberwiesenthaler Buben zu einem heiligen Einsiedler in die Werkstatt. Schlackenwerther Bilderbogen liefen in die Grenzstadt. Kein Wunder, daß von hier aus starke Anregungen das ganze Erzgebirge hinabzitterten, und noch jetzt wie ein letztes Gewissen die Oberwiesenthaler den guten alten Geschmack verteidigen und verkünden. Altmeister Hertelt und sein Freund, der Oberförster Thimäus, schweben unsichtbar um jede Krippe die man dort aufstellt. Bergmänner und Engel, Schachtiefe und Bergeshöhe werden geheiligt. Bis an Königshöhe gingen die alten Krippenfiguren. Und wenn auch jetzt durch Tausende von Sportlern dieses Gebiet überrannt, und nur von wenigen ehrfürchtig in die erhellten Hüttenfenster geschaut wird, so wächst doch schlicht und treu in der Armut eines Heinrich Teller aus den Händen dortiger Arbeiter neues Werk.

Die alten Vorges wachen noch,
die alten Wendlers auch,
die alte Schnitzkunst bleibt bewahrt
wie alter Sinn und Brauch.

Bleiben wir dicht an der Grenze und hören wir weiter, was der Verfasser von Johanne Georgenstadt zu berichten weiß: Oben am Waldrande wohnt wie auf einer Bergfeste Robert Jahn. Er ist der treue Eckehard der alten Stadt. Wenn andere ihre Ferien in lauten Seebädern und fremden Ländern zubringen, steigt er hinab ins Egertal in alte Klöster und Büchereien, um dort zu forschen. Wieviel Geheimnisse hat er durch sein Quellenstudium enträtselt, wieviel neue Kraft hat er seinem Bergvolk zugeführt! Seine liebsten Brüder sind ihm die Schnitzer und Bastler. Mit ihnen hat er die alte Stadt vor dem Brande 1867, das Bergwerk im Faßtenberge, die alte erzgebirgische Faßtenstube und viele Krippen und Weihnachtsberge hergestellt. Vor allem entdeckte er den geheimen Schwibbogen, das Wahrzeichen der weihnachtlichen Stadt. Wie in Schneeberg spielt auch hier im Verein das Heimatliche die Hauptrolle. Sie wollen Erhaltung und Förderung der heimischen Schnitzkunst, Pflege der erzgebirgischen Sitten, Gebräuche und Mundart und Wahrung des erzgebirgischen Charakters. Das ABC ihres Wirkens beginnt mit Arbeit, Bildung Charakterstärke. Mit diesen Formeln, die wie in keinem anderen Gebiete hier ernst und hart gelten, hebt sich der Verein dieses Gebirgswinkels vor uns auf den adligen Standpunkt der völkischen Erziehung. Gemeinsame Feiern mit der Knappschaft und Mettengänge fügen Mann an Mann gegen die leichte Herde moderner Vergnügungsmenschen.

Auch Annaberg — Buchholz — Frohnau, die Eke des nun beinahe 500jährigen Hammerwerkes, die Städte des alten Silberbergbaues, die der Heimat den Beinamen des silbernen Erzgebirges eingebracht haben, hat Thost in seinem Buchlein nicht vergessen. Er schreibt:

So alt wie altes Berggeschrei ist auch die Männelschnitzerei! Will man mit ganzem Gefühl dieses regen Schnitzgebietes denken, so müssen die lieblichen heimlichen Winkel des Frohnauer Hammers und die feierlichen Altäre der alten Bergkirchen in uns aufbildern. Zwei der Ehrwürdigsten waren hier Lehrer und Meister. Karl Hertelt und Konstantin Bach. Ein ewiges Strömen zwischen Bergstadt und Kammegebiet, hin und her und her und hin, führte zu gediegener, reicher Kultur. Vom zweimeinigen Zugloche im Museum bis zu den heutigen Arbeiten der flüßigen

Schnitzbrüder bieten sich dem aufmerksamen Forscher aus allen Jahrhunderten Zeugnisse der Schnitzerei. Auf diesen alten Ruf sind die Annaberger stolz. Darum haben sie sich auch in vielen Dörfern der Umgebung Vereine gebildet, weil die Bergstadt wie ein überströmendes Füllhorn Gaben und Talente in die einsamen Waldtäler goß. Wiederholt stellten sie ihre Reichtümer in Leipzig, Dresden, Magdeburg, Berlin, Hamburg, Königsberg und Köln aus. Alle Gebirgler staunten, als eines Tages Prinz Johann Georg von Sachsen dem einfachen Bürger und Schnitzer Friebel für eine geschnitzte Madonna eine hohe Summe in die Hand drückte. Die Annaberger sind großzügig und modern geworden. Die Eilwagen von Chemnitz überführen nicht nur täglich so und so viel Menschen aus der betriebsamen Stadt ins Gebirge, sondern auch Geist und Lebensart. Würden nicht die Altertümer mit ihren stummen aber eindringlichen Mündern mahnen und bewahren, hätten die Menschen rasch ihr treues Berggewissen verloren. So aber sitzen Schnitzer abendlich beisammen und schaffen im Geiste neue Werke.

Denken wir nun an unsere „Erzgebirgische Weihnachtschau“, so haben wir diese neuen Werke ja kennen gelernt, wissen, daß ein Schnitzer Schneider in Annaberg in seinem Werk zu einer Feierabendkunst gereift ist, wie wir sie selten zu schauen bekommen. Die Schneidersche Krippe in der Gewerbeschule ist so eigenartig schön, daß wir gebannt vor solchen Wunderwerken stehen, die Kunst mit Echtem paaren, wenn es sich darum handelt, eine Landschaft wiederzugeben, die mit unserem Erzgebirge nichts gemein hat. Selten hat man den Orient so echt und naturgetreu wiedergegeben, wie in der Krippe Schneiders.

Ehrenfriedersdorf — Geyer — Thum, das Greifensteingebiet, ist bekanntlich zu jeder Zeit eine Pflegestätte erzgebirgischer Feierabendkunst gewesen, deshalb widmet der Verfasser auch diesen Städten einige wohlverdiente Anerkennungen und schreibt:

Im Lande um die Greifensteine wirken viele alte Schätze auf das junge Geschlecht ein. So besteht in Ehrenfriedersdorf ein alter Krippenverein, der weniger selbst schnitzt, als vielmehr ehrwürdige Pyramiden und Weihnachtsbergfiguren bewahrt. Die Schnitzer leben noch aus der Kraft jener Tage, da Theophil Ehrenfried seinem Orte alle Ehren einbrachte, und der geheimnisvolle Meister H. W. den prächtigen Flügelaltar in die St. Nikolaikirche setzte. In Geyer steigen jährlich einmal die Schnitzer auf den berühmten Wachturm, um dort beim Türmer ihren Fastelabend zu verleben, und sie zahlen vom Gelde, das ihre Ausstellungen einbringen, große leuchtende Adenisterne und altes überliefertes Turmblasen. Nicht selten mahnten sie die Vereine des Niederlandes, doch mehr im guten alten Sinne der Gebirgler zu wirken. Thum hat sich erst in den letzten Jahren aufgerichtet. An wertvollen Altertümern, wie handgeschnitzten Pyramiden und Leuchtern, die sich von Kind auf Kindeskind vererbten, haben sich ihre jungen Kräfte gekühlt. Große Werbeabende und Ausstellungen im Fremdenhof „Thierfelder“ und in der Turnhalle gewannen Jungvolk, so daß bereits achtzehnjährige Buben fleißig den „Schnitzer“ handhaben. Besonders verdienstvoll machte sich der Vorförderer Arno Sühnel.

Wir sehen, wie eben der Verfasser mit seinem Buch zugleich selbst eine wertvolle Säemannsarbeit leistet, wie er nach un'rem Bilde die Hand ausstreckt und ein Samenkorn für diese erzgebirgische Feierabendkunst in die Herzen unserer erzgebirgischen Jugend streuen will, damit sie eben dieses wertvolle Gut hütet und pflegt, damit sie selbst zum Schnitzmesser greift und die Nachbildung versucht. Dazu gehört ein gewisser Mut, denn es ist selbstverständlich, daß die ersten Versuche oft so kläglich ausfallen, daß sie eben leicht alle Hoffnungen wieder ersticken. Aber dann sollen die Jungens daran denken:

„Bei Schnitzern gibts keen falschen Stolz,
is äns verhunzt, frisch anner Holz!“

Und dann bildet sich ja auch eine Freundschaft unter den alten und jungen Schnitzern, da wird erklärt und gezeigt, wie man es das nächste Mal besser macht. — Probieren und immer wieder versuchen, das allein macht allmählich den Meister. Wer

aber in sich den Drang nun fühlt, zu den erzgebirgischen Schnitzern und Bastlern zu gehen, dem empfehlen wir doch, sich das billige Büchlein aus dem Verlag Julius B e l l, Langensalza, einmal anzuschaffen. Hier findet er Anregung und tiefes Verständnis für unsere erzgebirgische Feierabendkunst. Wie sein schreibt doch Fritz Thost am Schlusse seines Buches:

Heimat, Glaube und Brauch- tum sind die Segner der Volkskunst, sind die Formenspender; das Blut birgt treu durch Jahrhunderte die Geschicklichkeit zum Schnitzen, und die Wälder, die uns vor die Füße wachsen, schenken das Holz. Da ist für Fremdes nicht viel Platz. Weder Freidenker, noch zersetzende Volks- feinde hätten sich unter Schnitz- und Bastelbrüdern wohlgeföhlt. Denn einmal beherrschte alle Gemüter weihnachtlicher Glaube, zum andern blühte hier Zufriedenheit auf, die der Klassenkampf täglich zerstören mußte. Die Schnitzstuben hegten und pflegten das heimliche Deutsch- land. Mit der guten Ueberlieferung von Bildern und Gestalten erhielt sich auch der alte Geist. Aufopferung

und Pflicht, Verantwortung und Kameradschaft waren die un- bedingten Tugendpaare für weihnachtliche Ausstellungen. Wenn nun die Schnitzer wieder ihr gesichertes Tagewerk finden, dann ist auch ihre echte Feierabendkunst gesichert. Gefahr bedeutet immer für die Volkskunst: Geld verdienen wol- len und müssen. Muße gibt Gemüt. — Jede Volkskunst verlangt einen kleinen häuslichen Wohlstand.

Nun wir alle wissen, daß es mit diesem bescheidenen Wohlstand in unserem Erzgebirge noch nicht be- friedigend ausieht, aber wir wissen doch, daß der neue Staat sich dieser „Erzgebirgischen Feierabendkunst“ angenommen hat. Was hätten wohl sonst die Ausstellungen in Aue, An- naberg und anderswo für einen Zweck gehabt, als eben den einen, daß man die führenden Männer im Staat, daß man das ganze deutsche Volk aufmerksam macht auf unser Erzgebirge — das Weihnachtsland der Welt, das Bergland, welches die Heimat ist einer Feierabendkunst, wie wir sie so tief und schön in der ganzen Welt nicht wiederfinden.

S. Sal.



Waldroder. Von Leubner, Aue.

Nooch'n Feiero h m d

De versautn Butterstolln!

Heinz Laukner,
Markersbach, Erzgeb.

De Weihnachtszeit war ra gerückt,
's hatt a schie geschneit,
dr Michel-Lob war ganz beglückt
von dare Weihnachtszeit.

„Heier back mr Butterstolln!“
sagt 'r zu seiner Miene.
„Un weil halt gute Butter rar,
back mr mit Margarine.“

De Miene war zufriedn halt. —
Zun Lob hatt se gesacht:
„Un wenn mr backen, back mr sei
net uhne Zitronat.“

Se hattn a schie eigekaast:
Mahl, Fett un a Rosine,
drzu kam noch de Zitronat
un feiwing Margarine.

's wur sich alles zeracht gelegt,
denn morgn, do sollts lusgieh'.
Ne Bäcker hat dr Lob gefregt,
dar sacht, dos gäng halt schie.

Im viere früh wur ageseht,
un alles konnt lusgieh'.
Dr Lob hat sich su ogeheht;
'r muß noch mol wuhie.

's wurn gerode zwanzig Stück.
Prima warn se gebaeken. —
Birn Lob war dos e rich'ges Glück,
do gobs mol wos zun Knacken.

Weihnachten war noch net ganz do,
do wurn se mol probiert.
Dr Lob hot herzhafst neigebilln
un hot sich net geziert.

'r tat a tüchtig wetter assen,
tat sich net ebber ziern,
doch plötzlich macher 'r Kareissn,
als müßt 'r glei' freppiern.

„Mir is wos nei in de Záh gefahrn,
dos war sei ka Rosine!“
„Wos föll's dá wetter gewasen sei!“
su sacht sei Fraa, de Miene.

'r bracht dan grußn Brockn raus,
dann 'r abn waggebissen.
„Borneimol!“ fuhr'ich ne laufig raus,
„ige hot mrich bal' en Zah' zerrissen.“

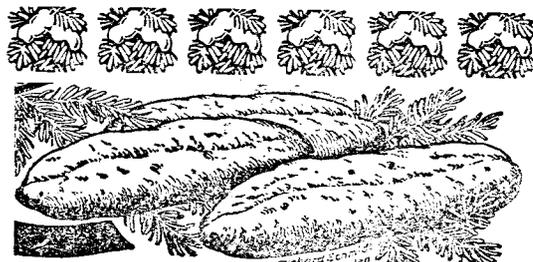
„Nu Staa warn's wuhl nett ebber sei,
die du do drinne hast,
nu möglich wär dos alles sei,
war wäß, wos du noch fast.“

'r bracht dos Dingel a'geschläft,
wos in dan Zah' drinne stacket.
Um liebftn hátt 'r laut gebeegt
vor Wut, die ne do packet.

„Dos sei doch Urbien, du Schostup“,
sacht 'r zu seiner Miene,
„ja Urbisen brauch iech drinne net;
wu sei dá de Rosine?“

„O Christis Gefis un Marie“,
su barmet seine Miene.
„Ige hob ich Urbisen neigetaa,
statt Manneln un Rosine!“

„Dos könne mr mehro nimmer ändern,
do is nu nischt ze wolln!
No láßt nár gut sei, Michel-Lob,
do fraß mr mit Urbisen de Stolln.“



Schinnerhannes /

**Der Stülpner-Karl des Hunsrück
Das Leben eines Entwurzelten**

Copyright by Dr. Vogt-Kaiserslautern

Sämtliche Bilder Foto Vogt

(10. Fortsetzung.)

Man frühstückte noch gemütlich zusammen, Schinnerhannes aber überreichte der Tänzerin eine kostbare goldene Kette zum Andenken und bemerkte eindringlich, daß die Kette redlich erworben und gekauft sei. Beim Abschied trug Schinnerhannes der Tänzerin noch auf, dem Präsekte in Mainz zu berichten, daß der Schinnerhannes eifersüchtig darüber wache, alleiniger Herr des Hunsrückes zu sein. Der Herr Präsekte möge sich nicht unterziehen, irgend etwas gegen ihn zu unternehmen, sonst sei er des sicheren Todes. Die Tänzerin war von Schinnerhannes ganz entzückt, sodaß Sulchen außerordentlich eifersüchtig wurde. In den höflichsten Formen nahm man Abschied voneinander. Schinnerhannes hatte die Damen sehr weit begleitet. Beim Krämerjakob in Hahnenbach kehrte er noch ein. Am Tage nach großen Zechgelagen hatte der Schinnerhannes immer einen großen Brand. Still und bescheiden setzte er sich in die Ecke. Niemand kannte ihn. Am Stammtisch ging es hoch her. Der dicke Metzgermeister führte das große Wort: „E Sünd' un e Schann' is das heutzutage, die Spitzbube werde net all, man is nimmer sicher, ke' Achtung vor dem Egetum is im Volk, der Schinnerhannes hat die ganze Moral verdorbt, hab ich recht oder net; is es net so, Herr Pfarrer, der Schinnerhannes muß an de Galge, erst dann is Ruh im Land.“

Der so angeredete Herr Pfarrer war aber nicht ganz der Meinung des Metzgers. Er fand sogar ein paar anerkanntswerte Worte für den Schinnerhannes und meinte, daß man an dem Hannes doch auch ein paar ganz anständige Eigenschaften entdecken könne, die darauf schließen lassen, daß der Hannes noch besserungsfähig ist und sich noch zu einem anständigen Menschen entwickeln könne. Da wurde der Metzgermeister fuchsig und schrie: „Sie nenne den Spitzbub' auch noch in Schutz, Herr Pfarrer, ich werd' irr an der Religion, das kann ich net begreifen, daß Sie so doher redde, bei Ihne bleib ich net sitzen.“ Und der Metzgermeister lief auf und davon.

Der unbekannte Schinnerhannes in der Ecke amüsierte sich köstlich. Still nahm er seinen Hut und verschwand lautlos. Den Metzgermeister erwischte er vor dem Dorfe und bat ihn höflich um seine Börse. Was blieb dem Metzger übrig, nachdem sich der Schinnerhannes mit vollem Namen und unter Vorzeigen einer Pistole vorgestellt hatte. Mehrere hundert Taler wurden des Schinnerhannes Beute. Die nahm er und ging damit in die Kirche zu Hahnenbach, allwo der Pfarrer gerade in der Sakristei herumhantierte. Schinnerhannes nahm die Taler des Metzgermeisters und ließ einen nach dem andern in den Almosenstock am Kircheneingang hineinfallen, daß daraus ein dauerndes Mirrendes Geräusch wurde. Dann verschwand der Hannes, wie er gekommen war. Der Pfarrer eilte zum Opferstock, um nachzusehen, ob man vielleicht einen Uff gemacht habe. Aber wie erstaunte er, als er den Opferstock voller Taler fand, und er mußte sich kein Verslein zu machen, wer wohl der Spender sein möge, und welche Motive ihn bewogen haben mögen, eine so reichliche Spende zu geben. Am Sonntag verkündete der Pfarrer von der Kanzel das Wunder der unbekanntes Spende. Der Metzgermeister, der unten in der Kirche saß, machte ein sehr dummes Gesicht. Ihm kamante, daß der Schinnerhannes hier mit seinem Geld den Wohlthäter spiele. Aber warte, nach der Spende wird er sich den Pfarrer schon vornehmen und ihm beweisen, daß das sein Geld sei, das ihm vom Schinnerhannes gegeben wurde. Kaum war die Kirche aus, wollte der Metzgermeister sofort zum Pfarrhaus. Im Pfarrgarten wartet ein unbekannter Mann mit einem großen Korb. Den übergibt er dem Metzgermeister und einen Brief dazu. Da stand drinnen: „Du Schuft, wenn du dem Pfarrer das Geld abverlangst, wirst du heute noch um die Ecke gebracht. Nimm den Korb und bring ihn dem Pfarrer. Es sind Eier drin. Sag ihm, sie seien von Karl. Du Lump, sei ruhig oder dein Herz wird stille gemacht.“

Johannes aus den Wald.“ Da zog der Metzgermeister vor, das Maul zu halten. Er lieferte den Korb ab und der Pfarrer bedankte sich sehr höflich dafür. Als der Metzgermeister daheim war, erzählte ihm seine Frau, daß ein Mann da war und den ganzen Hühnerstall nach Eiern abgesehen habe. Da er eine Pistole vorzeigte, habe sie geschwiegen und nicht um Hilfe gerufen. Der Metzgermeister zog in Zukunft vor, nicht mehr über den Schinnerhannes zu reden. —

Der Bauer Jochen auf dem großen Hof war sehr geizig. Dazu besaß er ein ganz wunderhübsches Töchterlein. Aber das hatte er enterbt, weil es sich mit einem armen Müllersburischen verheiratet hatte. Davon hörte der Schinnerhannes. Und er beschloß, den Bauer zu schröpfen und nebenbei der armen Tochter zu helfen. Eines Tages stahl der Schinnerhannes dem Bauern eine goldene Uhr. Da war eine große Aufregung. Der Alte tobte wie ein Wilder. Aber die Uhr blieb verschwunden. Wenige Tage später zieht Schinnerhannes als wandernder Krämer an dem Bauernhaus vorbei. Er hörte des Bauern Wehklagen und fragt nach seinem Schmerz. Der erzählt ihm die Diebesgeschichte. Schinnerhannes sagt, daß er mit dem Teufel im Bunde stehe und ihm die Uhr herbeischaffen könne. Der Bauer wird Feuer und Flamme. Des Nachts macht der Schinnerhannes auf dem Bauernhof seinen Hofuspokus, beschreibe geheimnisvolle Kreise, brennt stinkende Schwefelhölzer ab, schlägt dem Bauern mit einem Farnschwanz um die Ohren, daß der meint, der Leibhaftige sei selbst anwesend und schwuppdiwupp lag auf einmal mitten im Kreise die gestohlene Uhr des Bauern. Der jauchzte auf vor Freude und bedankte sich bei dem Herenkünstler. Er trug rasch die Uhr weg und versteckte sie oben auf dem Speicher bei seinem anderen Gelde.

Schinnerhannes aber jagte dem Bauern, daß er einen großen Schatz wisse, dem wolle er dem Bauern zeigen. Die Eier des Bauern war nun maßlos. Der fremde Gaukler verstand etwas, das hatte er soeben bewiesen. Die Nacht darauf machte man sich auf. Da es sich um einen großen Schatz handelte, war natürlich die Sache schwieriger und dauerte länger. Auch sagte der Schinnerhannes, daß der Bauer selbst die Beschwörung vornehmen müsse. Nur ein Witwer könne den Schatz heben und er sei leider Junggeselle. Der Bauer glaubte alles Wort für Wort. Hannes führte den Bauern in einen tiefen Wald, verbreitete einen unheimlichen Schwefelgestank und befahl dem Bauern, bis zum Hahnenchrei auf dem Bauche liegend im Kreis auszuharren und dann zu graben. Der Bauer tat, wie ihm befohlen. Währenddem schlief Schinnerhannes in den Bauernhof und fand auch glücklich das Versteck des Geiztragens, wo der seine Schätze versteckt hatte. Er nahm sie an sich und ging damit weg. In der ärmlichen Behausung des Müllersburischen, wo der mit der verstoßenen Tochter des Geiztragens hauste, gab er die Hälfte der Beute als Heiratsgut ab. Die zwei waren natürlich überglücklich. Schinnerhannes legte ihnen ans Herz zu schweigen, wie das Grab

Währenddem lag der Bauer auf dem Bauche in dem Kreise, den Schinnerhannes gezogen hatte. Beim ersten Hahnenchrei ergriff der Bauer den Spaten und grub, wie wahnfinnig nach dem Schatz. Und wirklich nach Stunden klorrte etwas. Er klick auf eine Kiste. Sie war ungemein schwer. Auf der Kiste war ein Zettel, da stand darauf: Erst nach drei Tagen zu öffnen. Der Bauer schleppte die Kiste mit großer Anstrengung nach Hause und achtete nicht der Mahnung daß er sie erst nach drei Tagen öffnen dürfe. Er machte sie sofort auf und öffnete sie weil er den Anblick des Goldes genießen wollte. Aber, o Schreck, als er aufmachte, waren in der Kiste nur schwere Steine. Ein Zettel lag dabei; da stand drauf: Hättest du gewartet, du schätzbiger Geiztrager. So wären die Steine reines Gold und du wärest der reichste Mann der Welt. So aber wird deine Geizgier bestraft und dein ganzes Gold, das du, Verrückter, ...

jammelt hast, wird in Steine verwandelt. „Komm bald zu mir, du H. Menbraten! Satans.“ Da schrie der Bauer auf, stürzte nach dem Versteck seines Schatzes und fand wirklich nichts als Steine vor. Selbst die goldene Uhr war weg. An ihrer Stelle lag eine Kartoffel da an einer Hundskette.

Da hing sich der Bauer auf.

Eines Tages war es über dem Schinnerhannes gekommen, er wußte selbst nicht, wie. Er fing an heftig Schnaps zu saugen. Sulchen war rechtsrheinisch gegangen, weil man einige verwegene Raubüberfälle vorhatte. Eines Nachts verließ Schinnerhannes mit mehreren Spießgesellen seinen damaligen Schlupfwinkel in Lettweiler, um dem Müller Krazmann zu Meryweiler sein Geld abzunehmen. Voll besoffen wurde die Türe nach üblichem Muster gerammt. Man verlangte von dem Müller Kaffee. Der verschaffte denselben. Darnach frug man nach Geld. Der Müller erklärte, keines zu haben. Da warfen die Kumpane des Schinnerhannes den Müller und seine alte Schwiegermutter zu Boden und banden sie. Schinnerhannes ging durch das Haus, um nach Geld zu suchen. Aber er fand nichts. Da wurde er wütend und ließ die alte Frau bringen. Die sagte, sie wisse nichts von Geld. Da befahl der Schinnerhannes in seiner besoffenen Wut, die alte Frau zu brennen. Die schrie auf und sagte einige Plätze, wo Geld sei. Schinnerhannes ging mit einem Kumpanen wieder auf die Suche und sie fanden an den bezeichneten Stellen Geld. Inzwischen marterten die anderen Kumpane die Schwiegermutter und den Müller auf die grausamste Art. Sie banden der alten Frau brennenden Zunder auf den Daumen und brannten ihr mit einer Kerze eine tiefe Wunde in die Achselhöhle und zündeten ihr das Hemd am Leibe an. Lichterloh brannte die arme Frau, als Schinderhannes dazwischen kam. Obwohl er die Tortur selbst angeordnet hatte, konnte er nun nicht mit ansehen, was er anstellte. Er ergriff einen Eimer mit Wasser und löschte das Feuer, das die alte Frau zu verbrennen drohte. Der Müller und seine Schwiegermutter lagen noch lange schwerkrank von den erlittenen Martern darnieder. Lange schwiegen sie über den Ueberfall, weil sie die Rache des Schinnerhannes fürchteten.

In Waldgrehweiler bei Rockenhausen fielen sie kurz darnach beim Valentin Bernhard ein. Eben waren sie dabei, dem Armen in die Herzgegend ein Loch mit einer Kerze zu brennen, damit der seine Schätze angeben sollte, als die Sturmglocke erklang und die Bauern draußen anrückten. Fluchtartig mußten sie von dem Unternehmen absteigen.

Wild über den Mißerfolg, machte man in derselben Nacht einen Ueberfall auf den Neudörfer Hof bei Obermoschel. Schinnerhannes verlegte sich nicht aufs Verhandeln und ordnete sofort die Folter an. Der Gepeinigte rückte sein ganzes Geld heraus und unterschrieb noch einen Schuldschein über 300 Gulden. Als er aber nur hundert Gulden zahlen konnte, gab sich Schinnerhannes damit zufrieden.

Inzwischen war Sulchen wieder auf der Bildfläche erschienen.

XII.

In Altenbamberg bei Münster am Stein saßen der Schinnerhannes und Sulchen beim Mittagessen. Sulchen war seit einigen Tagen zurück.

Mit Schinnerhannes stimmte etwas nicht. Er war so einwichtig. Mit Mühe und Not brachte Sulchen aus ihm heraus, was er in der Zeit ihrer Abwesenheit getrieben hatte. Sulchen erkundete. Ihr Hannes war roh, nahm Manieren an, wie der Piccard Rogo, auch einige Totschläge waren auf dem Konto seiner Bande. Griff Hannes denn nicht mehr durch, wuchsen ihm seine Genossen über den Kopf oder war der Hannes krank? Unwillig, gequält, gab Schinnerhannes nach und nach auf die besorgten Fragen seines Sulchens Antwort.

Sulchen spürte, daß es so nicht mehr weiter gehen konnte. Wenn das Abentuern und Berauben von Juden und Reichen nicht mehr so ging, dann mußte eben Schluß mit dem Handwerk gemacht werden, auf keinen Fall sollte der Hannes in die Bahnen des Piccard Rogo kommen. Das hielt er nicht aus, das

widersprach seiner Natur, in der zuviel Gefühl vorhanden war. Sulchen war entschlossen, hier Abhilfe zu schaffen — so oder so.

Ja, der Hannes gab es zu, es wurde schwieriger, zu stehlen. Die Bauern, die Reichen und die Staatsgewalt ließen sich das Treiben der Banden auf die Dauer nicht mehr so gefallen. Die Unternehmen waren mit viel mehr Gefahren verknüpft, ein Totschlag lag oft im Bereich der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, der Erfolg war oft klein, mit der Folter und mit dem Brennen war das so eine Sache. Einmal nahm das zuviel Zeit weg und dann war es halt doch eine gemeine Viecherei.

Dem Schinnerhannes blieben die Bissen im Halse stecken. Und da lag doch ein so zarter Hasenschlegel. Unwirsch schnitt Hannes an dem Knochen herum. Da glitt das Messer ab und schnitt ihm tief in den Finger. Was ist nur mit dem Hannes los?! Erstaunt schaut Sulchen auf. Schinnerhannes vermag sein eigenes Blut nicht zu sehen, wird blaß, es wird ihm schlecht, er muß hinaus.

Ist es schon so weit mit dem Hannes, daß er tut, wie ein wehleidiges Frauzimmer aus der Stadt? — denkt Sulchen. Das war sicher die Aufregung, die Sorge über den Ausgang all dieser Dinge, das empfindsame Wesen ihres Hannes. Jetzt wurde dem Hannes sogar ohnmächtig. Allmächtiger, daß so etwas vorkommen kann! Sulchen nahm den Hannes am Schlawittchen und schleppte ihn den Berg hinauf. Droben auf den Ruinen der Altenbaumburg wurde dem Hannes wieder wohler. Dort pfiß einem die Luft so rauh und scharf um die Ohren und die Lungen logen sich voll.

War doch ein herrlicher Fleck hier oben. Drüben das Naheetal, die Ruinen der Ebernburg, wo Franz von Sickingen, des Ritter Schweikard Sohn, einst lebte, dort Münster und die mächtigen rissigen Steinfelsen am Naheufer. Und diese herrlichen, unergründlichen Wälder, wo er nun jahrelang als Herrscher gehaust. Ueberkam ihn da oben so etwas, wie ein Ahnen, daß ja doch einmal eine Wendung kommen müsse? Daß es auf die Dauer nicht so weitergehen könne?

Empfand Schinnerhannes nicht, daß seine Lage mehr und mehr der eines gehezten Wildes glich? Nicht mehr der König der Wälder zu sein, war schrecklich. Aber viele Hunde sind des Hasen Tod. Und die Kumpane gingen doch mehr oder weniger ihre eigenen Wege. Sie hielten zu ihm, ja, solange er sie zum Erfolg führte. Aber wenn es einmal schief ging — und wie oft war es in letzter Zeit schief gegangen — was sollten sie dann noch von ihm erhoffen? Eine Reihe von Genossen hatte man ihm schon abgefangen. Die saßen in Mainz und saßen ihrer Verurteilung entgegen. Wachsende Mißerfolge spielten den Getreuesten mit, machen sie mürbe.

Ueber das alles redete der Schinnerhannes da oben auf der Altenbaumburg mit seinem Sulchen. Sie war ihm doch die Treueste von allen. Sie war sein Weib und es war nun endlich an der Zeit, daß man die Sache mit der Trauung erledigte.

Sulchen sagte auf einmal: „Paß mal auf, Hannes, ich kenne den Direktor der Salinen drüben in Münster gut, ich kam früher viel in sein Haus ich will mit ihm reden, ob es nicht einen Weg gibt, daß wir wieder ehrliche Leute werden können. Mit dem Mann läßt sich reden, er hat Beziehungen zu den Behörden, er kann vermitteln. Gleich heut' will ich zu ihm hingehen und anfrage ob er etwas für uns nun will.“

Hannes überlegte lange. Aber wie er auch alles überdachte, der Vorschlag Sulchens schien ihm beachtenswert. Möchte sie mal ihr Glück versuchen. Schließlich konnte man ja noch immer tun und lassen, was man wollte. Sulchen machte sich sofort auf den Weg zum Direktor der Salinen. Der war Aug' und Ohr für Sulchens Vorschlag, und da er schon seit langem seine eigene Meinung über den Schinnerhannes hatte, sagte er gar bald zu, bei den Behörden, die er alle gut kannte, zu vermitteln und dem Hannes einen Abgang und die Möglichkeit, wieder ins bürgerliche Leben zurückzukehren, zu verschaffen. In einem einsamen Forsthaus oben im Walde wartete Hannes auf Sulchens Rückkehr.

(Fortsetzung folgt.)

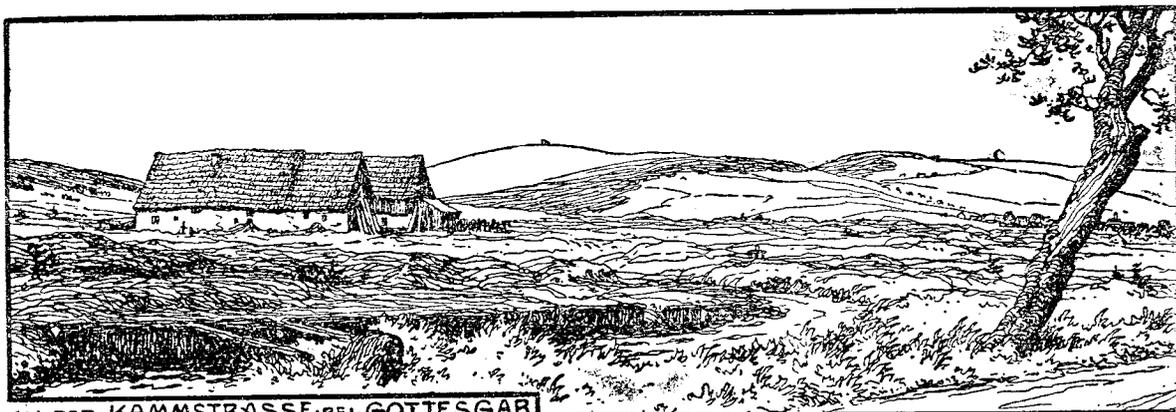
Glendsgebiete sudetendeutscher Grenzlande

Winterfahrt zu den Sudetendeutschen.

Die Weihnachtsfeiertage verbrachten wir mit Skiern in den Grenzgebieten des Erzgebirges, seit langer Zeit wieder das erste Mal bei den deutschen Brüdern und Schwestern jenseits der Grenze. Welche furchtbare Enttäuschung mußten wir erleben in den wenigen Tagen! Was hat man aus der einfachen, zufriedenen Bevölkerung der deutschsprachigen Gebiete gemacht: Unterernährte, am Leben verzweifelnde Menschen mit abgehärteten, verhungerten Gesichtern, in verbrauchten, zerstückelten Kleidungsstücken. Erschütternde Erlebnisse reiheten sich aneinander: Wir kamen von Johannegeorgenstadt über Seifen, überall auf tschechischer Seite zerfallende Häuser, der Schnee dringt durch die schadhafte Dächer und zerstört diese vollends, fast kein Fenster ohne Eisblumen; denn die Einwohner haben kein Geld für Feuerung. Roden und Reisig sammeln gibt es kaum mehr unentgeltlich. Sichtlich unterernährte Kinder geben sich Mühe, uns entgegen zu kommen, um betteln zu können. Es gab in allen Orten Häuser und Familien, wo tage-, ja wochenlang kein einziges Stück trockenes Brot auf den Tisch kommt. Ein Junge trug mir die Schneeschuhe; 3 Tage lang hatte er kein Brot gegessen. Seine Familie ernährt sich von dünnen, kraftlosen Suppen. Seit dem Kälteeinbruch kennt er keine warme Stube mehr, seine blaugefrorenen Füße stecken in Holzpantoffeln ohne wärmende Socken oder Fußlappen... so stapfte er im Schnee neben uns. Ich gab ihm als Traglohn 50 Pfennige, wie ein Sonnenstrahl huschte es über seine vergrämten Züge. Wir entnehmen dem Rucksack unsere zünftig belegten Frühstücksbrote, gierig verschlang er ein Stück, dann ein kurzes Besinnen: „Dös breng ich mei' Mutter!“ — und fort war er.

Welch ein Wiedersehen mit alten Bekannten in Gottesgab! Doch keine nach alterzgebirgischer Art, sondern ängstlich spähten die Freunde umher, ob sie beobachtet werden; denn ein Verweilen und längere Unterhaltung mit Reichsdeutschen ist verdächtig und gefahrbringend! Sie zogen uns mit hinein in ein kleines Gasthaus und auch hier wurde nur flüsternd und vorsichtig erzählt und gesprochen, weil am nachbartisch Fremde saßen, man kann nie wissen! Auf unsere Nachfrage berichteten sie von Mutter und Schwestern, die spärlichen Verdienst durch Klöppeln finden, bei einem Stundenlohn von 30 Hellern (= 3 Pfennige!); sogar die Jungen müssen mit am Klöppelack sitzen, sonst verlohnt sich die Mühe kaum. Die einst zweiklassige Schule ist infolge Kinderlosigkeit innerhalb dreier Jahre zu einer einklassigen herabgesunken. 80 Prozent der Schulkinder sind unterernährt und strotzlos. Viele kommen ohne Frühstück zur Schule und fallen oft vor Schwäche aus den Bänken. Alle Lehrmittel, soweit sie von deutschen Firmen stammten, mußten vernichtet, alle Anschauungsbilder verbrannt werden, desgleichen auch sämtliche Bücher mit deutschem Firmendruck. Die tschechischen Schulen, die mit denselben Lehrmitteln ausgestattet worden sind, besitzen noch ihre Sammlungen. Es gibt keine nennenswerten Lehrmittelverlage und Druckereien tschechischen Ursprungs. Systematisch wird das Deutschtum bekämpft und mit rigorosen Mitteln unterdrückt. Wo bleibt hier die vielgerühmte Demokratie der tschechischen Republik? Der Leiter einer Volksschule, wie üblich der Führer der deutschen Verbände, starb aus Gram und Verzweiflung an Gehirnschlag, wenige Tage darnach erschien eine ministerielle Kommission aus Prag und besetzte die Stelle mit einem Tschechen, der kaum ein Wort Deutsch versteht. Das Volk flüstert, man darfs nicht laut sagen. Die deutsche Schule wird bald eingehen! Schwere Herzensschritten wir durchs Dorf, an einem Sporthotel vorbei, ein Blick hinein genügt: lauter Juden und Tschechen darin! Kein Deutscher! Eben fuhr ein großer Autobus vor, voll besetzt mit tschechischen Gendarmen. Sie aßen und tranken und ließen sich wohlgehen. „Wie Wildfakeln sitzen die auf dem Sprünge und warten, bis sich Gelegenheit bietet, einen verdächtigen „Nemec“ mitnehmen zu können, so sagte man uns. Wohlleben und Uebermaß strotzte aus ihren Gesichtern, tadellose Uniformen und dicke Wintermäntel umhüllten ihre gelunden, gut genährten Körper, dafür hat der Staat Geld, aber die Bevölkerung macht ihnen aus und flieht sie wie die Pest, würdigt sie keines Blickes. Zins-

u. Frohnvögte sind es, die jadis die Vermögen der Armen knechten u. ihnen die letzte Habe weggpänden. Sogar am Heiligen Abend sind Steuerereintreibungen in der brutalsten Form durchgeführt worden. Die allernotwendigste, schützende Winterkleidung wurde erbarmungslos genommen. Die Umgebung von Schlackenwerth, einst blühende u. fruchtbare Landwirtschaft, ist heute ein Gebiet des Niedergangs u. der Bettelei geworden. Einer nach dem andern verliert sein Grundstück, sein Stück Land, das schon der Urgroßvater bebaut. Tschechen setzen sich hinein, fast täglich geht im sudetendeutschen Sprachgebiet ein Hof zugrunde. Wir kehrten beim Anfertigen der Bettelnde verfolgten uns. Als wir am Tisch saßen, ging die Tür auf, eine Mutter rang verzweifelt die Hände, die Kinder schrien nach Brot! Sie kniete vor uns hin — und weinte. Wie gern möchten wir allen helfen, aber mit 10 RM. kam man ja selbst nicht weit! Ein Einheimischer erzählte: Es gibt hier genau so viel Arbeitslose bei uns wie Tschechen eingewandert sind, die Deutschen werden um ihre Arbeitsplätze gebracht und liegen auf der Straße. Dabei werden die neuen Plätze besser bezahlt. Tschechinnen, die mit Holzpantoffeln ankamen und ärmlich gekleidet, gehen bald aufgezupft wie Pfauen einher, in Pelzmäntel gehüllt. Industrien, die einst Brot u. Erwerb brachten, sind nach Mähren verlegt worden, mehrere Tausende deutscher Ar-



AN DER KAMMSTRASSE BEI GOTTESGAB

beiter wurden dadurch brotlos. Die chemischen Industrien wurden nach Auffig abgebaut oder zwangsweise nach Prag überführt. Die Porzellanfabriken bei Karlsbad wurden künstlich brachgelegt u. zerstört. Bei schwerer Arbeitsanspannung ist ein Lohn von wöchentlich 30—35 Kr. (= ca. 3 RM.) bezahlt worden, Hunderte wurden entlassen. Sie lieferten viel nach Italien, aber z. Bt. der Sanktionen liegt das Gewerbe brach. Die Zuckerrübenfabriken in Kadon u. Brunnersdorf sind eingegangen, die deutschen Bauern haben keinen Absatz mehr. Ihr Zuckerrübenbau als spärliche Verdienstmöglichkeit ist zugrunde gerichtet worden. Ebenso erging es den Eisenwerken in Rothau und Neudeck. Wir fuhren nach Joachimsthal, das früher eine rein deutsche Stadt gewesen ist. Vor dem Kriege lebten hier 3 Tschechen nur. Wenn heute ein gebürtiger Joachimsthaler seine Heimat wieder besucht, zeigt sich ein anderes Bild: In einem Teil der Stadt herrscht die tschechische Sprache vor, man hört kein deutsches Wort mehr. Hämiß u. dreist blicken einem im unteren Stadtgebiet die Tschechenkinder an, wenn man an sie ein deutsches Wort richtet. Zoll- u. Behördenbeamte können kaum deutsch sprechen oder lesen. Alle Beamtenstellen werden ausschließlich mit Tschechen besetzt — deutsche Beamten werden mit nur geringer Pension oder teilweise ohne jegliche Vergütung entlassen. Das Einkommen der Bevölkerung beschränkt sich lediglich auf den Verdienst weniger Arbeiterinnen oder einen Rest von Ruhegebern. Es ist in J. allgemein, daß von der Pension einer Fabrikarbeiterin, die im staatlichen Betriebe war, u. ca. 400 Kr. (= 50 M.) monatlich erhält, 3 Generationen mit Kind u. Kindeskindern davon leben müssen. Wie verheerend sich das Wirtschaftsleben auswirkt, zeigt folgendes Beispiel: Die deutsche Schule ist zu einer 3klass. herabgesunken, die tschechische dagegen zu einer mehrklassigen erweitert worden, man hat gleichzeitig 4 große Schulen neu errichtet. Aus Hunger und Not, vor allem aus Angst, das Wenige noch zu verlieren, werden gegenwärtig etwas mehr als 100 Kinder in diese Schulen geschickt. Dabei betont das tschechische Parlament immer wieder, daß kein Zwang ausgeübt wird. Durch fortgesetzte Drangsalierungen werden die deutschen Eltern aber dazu gezwungen! Bei Abmeldung eines Schulkindes von der deutschen Schule kam es vor, daß der Direktor der betr. Bürgerchule die Mutter fragte, ob es unbedingt notwendig sei, das Kind umzuschulen. Nach 3 Tagen wurde er aus diesem Grunde seines Amtes enthoben! Auf Schritt u. Tritt begegnete uns solches Glend u. derartige Not, daß wir ganz erschüttert u. tieflich zerrüttet die Heimfahrt antraten: Armes, verlassenes Sudetendeutschtum! Die Not u. die Verzweiflung deiner Gemeinden schreit zum Himmel! —

beiter wurden dadurch brotlos. Die chemischen Industrien wurden nach Auffig abgebaut oder zwangsweise nach Prag überführt. Die Porzellanfabriken bei Karlsbad wurden künstlich brachgelegt u. zerstört. Bei schwerer Arbeitsanspannung ist ein Lohn von wöchentlich 30—35 Kr. (= ca. 3 RM.) bezahlt worden, Hunderte wurden entlassen. Sie lieferten viel nach Italien, aber z. Bt. der Sanktionen liegt das Gewerbe brach. Die Zuckerrübenfabriken in Kadon u. Brunnersdorf sind eingegangen, die deutschen Bauern haben keinen Absatz mehr. Ihr Zuckerrübenbau als spärliche Verdienstmöglichkeit ist zugrunde gerichtet worden. Ebenso erging es den Eisenwerken in Rothau und Neudeck. Wir fuhren nach Joachimsthal, das früher eine rein deutsche Stadt gewesen ist. Vor dem Kriege lebten hier 3 Tschechen nur. Wenn heute ein gebürtiger Joachimsthaler seine Heimat wieder besucht, zeigt sich ein anderes Bild: In einem Teil der Stadt herrscht die tschechische Sprache vor, man hört kein deutsches Wort mehr. Hämiß u. dreist blicken einem im unteren Stadtgebiet die Tschechenkinder an, wenn man an sie ein deutsches Wort richtet. Zoll- u. Behördenbeamte können kaum deutsch sprechen oder lesen. Alle Beamtenstellen werden ausschließlich mit Tschechen besetzt — deutsche Beamten werden mit nur geringer Pension oder teilweise ohne jegliche Vergütung entlassen. Das Einkommen der Bevölkerung beschränkt sich lediglich auf den Verdienst weniger Arbeiterinnen oder einen Rest von Ruhegebern. Es ist in J. allgemein, daß von der Pension einer Fabrikarbeiterin, die im staatlichen Betriebe war, u. ca. 400 Kr. (= 50 M.) monatlich erhält, 3 Generationen mit Kind u. Kindeskindern davon leben müssen. Wie verheerend sich das Wirtschaftsleben auswirkt, zeigt folgendes Beispiel: Die deutsche Schule ist zu einer 3klass. herabgesunken, die tschechische dagegen zu einer mehrklassigen erweitert worden, man hat gleichzeitig 4 große Schulen neu errichtet. Aus Hunger und Not, vor allem aus Angst, das Wenige noch zu verlieren, werden gegenwärtig etwas mehr als 100 Kinder in diese Schulen geschickt. Dabei betont das tschechische Parlament immer wieder, daß kein Zwang ausgeübt wird. Durch fortgesetzte Drangsalierungen werden die deutschen Eltern aber dazu gezwungen! Bei Abmeldung eines Schulkindes von der deutschen Schule kam es vor, daß der Direktor der betr. Bürgerchule die Mutter fragte, ob es unbedingt notwendig sei, das Kind umzuschulen. Nach 3 Tagen wurde er aus diesem Grunde seines Amtes enthoben! Auf Schritt u. Tritt begegnete uns solches Glend u. derartige Not, daß wir ganz erschüttert u. tieflich zerrüttet die Heimfahrt antraten: Armes, verlassenes Sudetendeutschtum! Die Not u. die Verzweiflung deiner Gemeinden schreit zum Himmel! —



Dos neumod'ische Hemm!

Hei, wie is dos lustig, wennm'r asu in Gart'n de Wäsch' flatt'rn sieht! Wenn sich d'r Wind, dar luje Gesell', in a Hus neilegt — un die außbläht, doß m'r denkt, a leibhaftige Riesen-dam' tschau'lt an de Leine rim, — wenn ar sich gar an ganz dezante, intieme Wäsch'stück'n na'macht, — die m'r wuhl öft'rsch amol wach'lt, abr' list, weil m'r „gute Schtub“ genoss'n hot, — net wet'r in's Maul nimmt! —

Wie gelah't, — 's macht an' Heid'nichpaß, — 's bluse Zuguf'n! —

War ab'r ka sich dabei vierichtell'n, doß sich im ju a Hemm' rim. ah amol a halb's Drama ob'spiel'n kunnt', — doß sich jeinetwag'n d'r Hausfried'n in an'r Familie, beinah' in Un-fried'n v'rwand'lt hätt', — doß ju a Hemm' gar amol ne Br-lehr hemmet, — ja, doß es schließlich un'r orgenell'n Am-schand'n zegar noch zen Seg'n für drei Generat'ione wur! —

A Neugroisch'roman könnt's kaum interessant'r schild'rn!

Dos gruze Schüftingsfast von Regelklub „Gut Holz“ — an dan dr Schmiedel-Ds'r un sei Annel teilnamme welln, — stand bevir!

's war de anzige Familie, wu's — des Fast's wag'n — de Woch zevor Streit gob, — wu sich Wolf'n zamballetn! —

Dr Os'r, drham rim net in Frack, haut mit dr Faust kraft-voll in de Luft — un brüllet: „Dreiz'n schlegts iße, — bie iech deswag'n glücklich an de Fuchzig nakomme, doß iech nu, in mein' Alter, — när weil diech dr Haber schlicht, — en solch'n moderne Fagn übern Ballig ziehe sell? — Do ward nisch draus, — do kennste miech doch! —

's Annel: „Gieh' — wie ka sich när, su aner Nabnsach wag'n, ä Maa in gesehtn Gahrn esu alteriern — 's is zu komisch!“ —

Dr Os'r: „War is komisch! — wos is geseht! — dr Nachstuh! — Kast redn wie e Buch! — Zewos hobn mr dä ubn in dr Lod noch die vielen Cel'n prachtige, handgewabte Leimet von meiner saling Mutter? — Die is solid — un reicht doch noch für e Menschnalter!“ —

's Annel: „Jadoch — ja, — aber dos is doch nisch für solche beonnen fastling Zwack, — sah's doch ei!“ —

Dr Os'r: „Ich sah — aber du — här auf! — mir ward blümerant!“ —

's Annel: „Reg dich net auf! — Dos schad't dein Mogn! — Außerdam, un wie geseht, — du kriegst doch — dos neie Hemm'. — 's is Makko, — 's Beste, wos 's gibbt! — Modern, — lecht, — un — när emol haltbar!“ —

Dr Os'r: „Hob' iech miech net meitog wohlgeföhlt, wie dr-häm — in men Hemm'? — Solls nu off ämol annerscht war'n?“

's Annel: „Ach wos! — Iech will's nimmer, doß de Leit of'n Ball mit Finaern off dei grub's Hemm'gewab zeig'n! — Nooch'n Konzart biste ja nie ze halt'n, — do mußte allemol in Hemm'ärmeln tanzen! — Woll' mr net ah emol zeig'n, doß mr Geichmack hob'n — un doß mr käne setten Hutscher sei, für die mr acesafe war'n?“ —

Dr Os'r: „Je mehr dr redt'st, ümsu u'sympatisher ward mir die Sach! — iech hob' ichu de Luft vrlor'n, dan Ball miet-zemachen!“

's Annel: „Biel reden tuft du — un war schreit, is in U'racht! — Außerdam warscht du dir'sch überleer, — dos Fast Doppelbier ließ dich doch gar net ze Schlof komme! — Schlimmts?“ —

Dr Os'r: „Iech ka entbeh'r'n! — An en Toppel Freibier hängt de Saligkät wuhl kaum!“ —

's Annel: „Hast racht! — Uemsomehr abr an emer zeit-gemah'n Aufmachung! — De Leit' lenne dr öf'n Fagn — nei aber in Mogn! — Un. — 's bleibb' dabei!!! — Mogn' wards gehult!“ —

Dmlus un drhigt timme: 's Annel an arm en Tog eham, — en zerrissene, dracketn Karion in Arm! — „Iech. — Os'r. — iech bie bal' unnerich Auto komme, — iech — iech fall bie, — 's Paket ruticht mir aus de Händ'. — reißt auf — un 's Hemm' — dei Hemm', flattert — von Wind getrieben, en Fahrer ins Ge-sicht! — Dar ward kopp'ichei, ka aber noch zr rächten Zeit bram-f'n — Polezei — un 's gob e groß Geichrei! — Aber — iech hob's glücklich gerett'! — Dei Makko-Hemm'! — Komm har, Os'r, probiersch geleich emol ah! — Sistes! — sein — sein! — Hob iech d'r'sch net vorhar geseht, — die list geleich, — aber iech muß miech erscht e bissel lepen. — zah' Gahr günger un forscher siehste aus. — Su ma' iech diech!“

Ne Os'r hatt' die Gelehr in dar sei Annel geschwabt un hal' ümgebracht hött' — milder schunn! — 'r heißlet dan Stoff — un brummet när: „An Zunn'r is doch! — Dos hob iech in Griff, wie dr arme Moh de Wara! — Aber, meitwagn ah — du hast's gewollt. — Ugeleich gib den'n Gong — aber, — fahr sachie! — 's is un bläbt ab'n e Mattheur, wenn e Mann'n gar ze gutmütig un noochgiebig is! —

Dr Ball war zr voll'n Zefriednheit vorüber gange. — 's hattn sich alle Erwartunge erfüllt, teilweil' warn se zegar über-troffn worn: 's Annel hatt triumphiert, noch e paar Seim hie hot se 's Ras'l huuchgeschubn. —

Dr Os'r hatt — wie dr Lump on Stachn, rechts un links nimn getanz, — hatt sei Bier „entbehrt“ — un hatt geschwigt wie 's „Raischdörfer Pfahl“ — doß'r tropper! — 's war abn huchamüfant gewal'n! —

An Mittwoch drauf sell's zr Noochfeier in Hammer no-giehe! — Natürlich — in Makko! —

War beschreibt abr dan Schrack, — die Enttäuching — un die weiße, spizige Nof' von Annel! — Dos Hemm', — war'sch dä epper gar in dr Zwischenzeit imgetauscht worn? — war ein ei'gange, doß 's dr Os'r kaum übern Kopp schülpen konnt!

Arm's Annel, wos nützt dr nu dei Fläichn? — Dr Os'r schtand drbei — un grinset wie dr leibhaft'ge Teffel! —

Do kam gerode, u'vrhofft un wie aerufft, sei Schwieger-fuh' — e schmachtiges Kerrle — drzu! Dr Os'r nahm die Ge-lahngät ben Schopp — un 's Hemm' ben Wickel — un iahr: „Komm har, mei Heinerich, sah's ei, wie mr of dr haltn — mr hobn dr seinerzeit un'nre Marie aabn — do, — haste ah noch mei lektes Hemm' — namm's hie! — Un halt's in Ehr'n! — 's is Makko —, 's Beste wos 's gibbt! — Modern, — lecht, — un när emol haltbar!“ —

Dr Henner bedankt sich, vrspricht „s Blaue von Himmel“ — un macht sich, fruher Gedank'n voll — mit sen'n Hemm' ehämzu! —

„War nisch erheirat' — un nisch ererbt — bläbt abn e arms Luder, bis doß 'r sterbt“, gieht's durch sen'n Sinn! — 'r sieht in sen'n Glückstaumel net rechts un links — sieht net, doß'r ze nah'nt an Mühlarobn läßt, — 'r ruticht aus — un fliegt mitfamt sen' Makko-Zunn'r — nei ins Wasser! —

Ah esu e gruze Taaf gieht vorüber! —

Ben Näherbelahe stellet sich's raus, doß dos Hemm' — dos schiene Hemm' — noch emol, also noch meh' eigange oder gar in dr Zwischenzeit noch emol ümgetauscht wor'n war! —

„s Geichste is,“ beschloss'n die gunge Leut' „mr soogn unner'n Allen gar nisch drvu, list sei se gekränkt, oder denk'n an e Ugeleich! — Se sei su alivaterisch! — Mr hebn dos Hemm' auf, für unner klaans Offerle!“ —

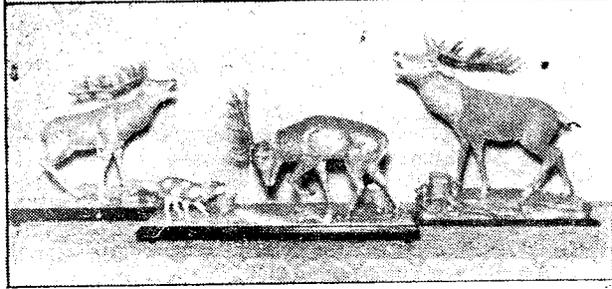
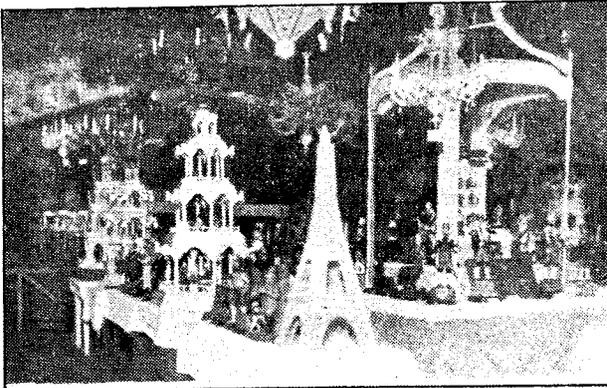
Dos is die wahre Geichicht von dan neumod'ichn Hemm' wos in vierze Toogn — drei Generatione gedient hat! Ge-labt's när!

A. D e s e r

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt

Der Führer auf der Reichsautobahn München—Rosenheim

Der im Zuge der Reichsautobahn München—Landesgrenze fertiggestellte Bauabschnitt bis Rosenheim wurde vom Führer in Begleitung des Generalinspektors für das deutsche Straßenwesen, Dr. Todt, besichtigt. Dieser Bauabschnitt gehört zu den interessantesten und, wie unser Bild zeigt, auch landschaftlich schönsten. (Heinr. Hoffmann, R.)



Weihnachtsausstellung in Gelenau.

In Gelenau, der größten Landgemeinde des Bezirkes, haben die Mitglieder des Schnitzvereins in diesen Tagen in einer Weihnachtsausstellung alles das zusammengetragen, was sie in eigenem Schaffen zu leisten im Stande waren. Mit dieser Ausstellung soll dargetan werden, daß die schönen erzgebirgischen Sitten und Gebräuche auch in dem großen Industriedorf Gelenau nicht dem Erlöschen nahe sind, im Gegenteil einem immer weiteren Ausbau zustreben. Die bis zum 19. Januar geöffnete Ausstellung zeigt alles das, was uns Erzgebirgler um Weihnachten so innig verbindet: Weihnachtsberge, Krippen, Pyramiden, Leuchter, Reitschulen, Bergmänner, Engel und viele andere schöne Schnitzereien. Wer sich verbunden fühlt mit der Heimat, hat seine Freude an die von fleißigen und geschickten Händen geschaffenen Werte wahren Volkstums.



Die nebenstehende Handschrift wurde dem Führer überreicht

Der deutsche Gesandte in Wien, von Papen, hat bekanntlich dem Führer die Handschrift des Heinrich von München aus dem 14. Jahrhundert überbracht, die bisher in der Bibliothek des Stiftes Kremsmünster (Ober-Österreich) ruhte. Es handelte sich hier um Reimchronik der Weltgeschichte, angefangen von der Schöpfung bis zur Zeit des Kaisers Ludwig des Bayern. Sie ist, wie unser nebenstehendes Bild zeigt, mit höchst wertvollen und einzigartigen Handzeichnungen versehen.

(Heinrich Hoffmann, R.)

Die raiteren irn grans
den si habent vor dem flanz
Da man si woltu vachen
Die lant do die daz siben
Die tier gen in irren
do leganden si ir verzauden
do die Alender sich
vnerudich der kirch Quach
si ma edlen riter wert
machere auch vdr die si die pfer
wawellen si all vollen geton
daz wir der lenden chun not
si sich erkere die floren
do si in dem her sen
die pulsum hant erchlangen
mir der tumben da menser
doch erhorren die hellstent
do saken si die flacht zehant

Von dann chert er in ein lant
da er ein groz wasser vantz
Da per wolt und ma
all vageschlachten gan
Vondem handt in auf der si zo sal
al die tier rauch vter al
In dem wasser an der erden
heren wouung die vnoerden
do die sellen sehen
zu in daz her zehen
do heffen si in daz wasser hin
vnd purgen die si in schin
daz nute ir nicht er sach
daz waz dem kirchen vagesmach
Er wolt ir gern zwai han
per dem wasser raiter zeh
Ich mich daz puch recht man
groz vnd wol getant

Der fur si vad hie si merken ja
ir lant ma siben si zu mach
Der chunich ir zwai mit in man
auf dem wasser ad er chun
Da hie der kirch siem geich
siben siben auf dem vter
Vnd do si her die die mach
do chun em wintur solher mach
Der all der geich die
nider stude die erd puch
Da von die straver
hant nor von stave
Da der wintur lant hie
der si groz daz hie
wan si in vil vort die
ir hab vnd die verfluch
Fehant do der wintur die
do wolt auch siben der die